



Im Alter zu Hause

Quartiersentwicklung – ein Gestaltungsansatz für das Altern im demografischen Wandel

Von Andreas Wittrahm

Anna K. ist 87 Jahre alt, verwitwet und kann eigentlich nicht mehr allein leben. Ihre Bewegungen werden immer mühsamer, und „ein wenig vergesslich“ ist sie auch. Aber sie kann noch sehr deutlich machen, dass sie unter allen Umständen in ihrer vertrauten Etagenwohnung in einem Innenstadtviertel leben möchte – bis zum Ende.

Noch vor einigen Jahren hätten alle Bezugspersonen überlegt, wie man Frau K. dafür gewinnen könnte, möglichst bald in das komfortable Seniorenzentrum im benachbarten Stadtteil umzuziehen. Doch mittlerweile hat sich die Perspektive gedreht: Pflegedienst, Schwiegertochter, ja sogar der Hausarzt und die Sozialarbeiterin der Wohnungsgesellschaft, bei der Anna K. Mieterin ist, machen sich gemeinsam Gedanken über Unterstützungsmöglichkeiten, damit Anna K. nicht mehr umziehen muss.



*Foto:
Peter Maszlen/fotolia*

Der Supermarkt liefert schon lange die bestellten Lebensmittel. Die Wohnungsgesellschaft hat einen Haushaltsdienst gegründet, der Anna K. wie auch andere Mieter bei der Reinigung der Wohnung und anderen kleinen haushaltsnahen Dienstleistungen unterstützt. Die Schwiegertochter konnte eine Nachbarin gewinnen, regelmäßig zweimal am Tag bei Frau K. vorbeizuschauen. Auf diese Weise kann Anna K. das Leben in der gewohnten Wohnung noch bewältigen. Im Stadtviertel allerdings wird man sie kaum noch antreffen – zu beschwerlich ist es für sie, mit ihrer Gehbehinderung das Haus zu verlassen und sich auf den wenig behindertengerechten Wegen in ihrer Siedlung zu bewegen – ganz abgesehen davon, dass es kaum Orte gibt, wohin es sie hinziehen könnte, seit die Begegnungsstätte wegen Wegfall der Zuschüsse schließen musste.

Neuer „Wohlfahrtsmix“

Die demografischen Prognosen verheißen, dass sich in Zukunft sehr viele Menschen in ähnlicher Lage finden wie Anna K. und dass ein einfacher Umzug in eine stationäre Einrichtung weder den Wünschen dieser Menschen entspricht noch organisatorisch, finanziell und personell zu bewältigen ist. Andererseits werden immer weniger Angehörige zur Verfügung stehen, die ihre unterstützungs- oder pflegebedürftigen Partner, Eltern, Geschwister in der eigenen Häuslichkeit versorgen können. Pflege und Versorgung müssen auf andere Füße gestellt werden. In einem neuen „Wohlfahrtsmix“ müssen die Betroffenen mit den ihnen verbliebenen Kompetenzen, die Angehörigen, Nachbarn, die Privatwirtschaft und die sozialen Dienste abgestimmt das Ihre dazu beitragen, damit das Leben in der angestammten Häuslichkeit möglich bleibt. Die Kommunen haben dabei die Aufgabe, die Entwicklung solcher konzertierten Initiativen anzustoßen, zu fördern, ggf. zu koordinieren. Das Seniorenministerium in NRW hat sich in den vergangenen Jahren genau diese Vorstellungen zu eigen gemacht und für Städte und Gemeinden einen „Masterplan Quartier“ ausgerufen. Damit wird den Kommunen ein Werkzeugkasten zur Verfügung gestellt, mit dessen Hilfe Bedarfe und Ressourcen vor Ort analysiert, unterstützt und koordiniert werden können.

Das Programm setzt vor allem bei der Aktivierung bürgerschaftlichen Engagements an. Neben den Betroffenen selbst sollen vor allem kompetente Frauen und Männer der älteren Generation gewonnen werden, sich an der lokalpolitischen Gestaltung guter Lebensverhältnisse für alte Menschen vor Ort zu beteiligen



Foto: K.-U. Häßler/fotolia

und natürlich selbst bei der Unterstützung ihrer hilfsbedürftigen Altersgenossen Hand anzulegen. Dies wird nur im „Quartier“ gelingen, wo Menschen möglichst viele gemeinsame Berührungspunkte haben und sich kennen. Dort kann, so die Idee aus Wissenschaft und Politik, ein bestehender Zusammenhalt zwischen den Menschen vor Ort verstärkt oder Solidarität sogar neu gestiftet werden.

Die Landesregierung bemüht sich, mit Hilfe von Kampagnen, Konferenzen und Gesetzesinitiativen alle Beteiligten, also etwa die Wohnungswirtschaft, den Einzelhandel, Ärzte und Krankenhäuser, Verkehrsunternehmen, die Wohlfahrtsverbände und nicht zuletzt die Vertreter der Senioren, zum Mitmachen zu gewinnen. Die Caritas in NRW begrüßt diese Initiative. Seit vielen



Dr. Andreas Wittrahm ist Bereichsleiter Facharbeit und Sozialpolitik beim Caritasverband für das Bistum Aachen und Honorarprofessor für Psychologie an der Katholischen Hochschule NRW, Abt. Köln.



Foto: Sebastiano Fancellu/fotolia

► Jahren setzt sie sich für das Konzept der „Sozialraumorientierung“ in vielen Feldern der sozialen Arbeit ein – gegenwärtig verstärkt durch eine Initiative des Deutschen Caritasverbandes. Die „Quartiersentwicklung“ passt gut in diesen Ansatz, soziale Herausforderungen gemeinsam mit den Betroffenen und nach Möglichkeit vor Ort zu lösen. Bereits 2010 haben die NRW-Caritasverbände dazu einen Fachtag durchgeführt und in einem Perspektivenpapier die Chancen einer solchen Quartiersentwicklung, aber auch die Voraussetzungen benannt. Die Caritas der Gemeinde bringt eine starke Tradition mit, sich vor Ort umeinander zu kümmern und Unterstützung zu organisieren. Aus diesem Bewusstsein heraus sind die Caritas-Sozialstationen einmal entstanden. Darüber hinaus könnte die Caritas in den sozialen Räumen Plattformen bereitstellen, wo sich Bürgerinnen und Bürger aller Altersstufen um ihre Lebensbedingungen kümmern und in die lokale Politik einmischen. Denn ob „Sozialraumorientierung“ oder „Quartiersentwicklung“ – alle diese Ansätze leben davon, dass (alternde) Menschen stärker in die Verantwortung für ihre Lebensverhältnisse eingebunden werden.

Entschleunigung und Achtsamkeit

„Solidarität und gesellschaftlicher Zusammenhalt“ heißt die Initiative der Deutschen Caritas für die nächsten drei Jahre. Gerade im Hinblick auf das Alter ist Solidaritätsstiftung dringend geboten. Wer das Quartier so gestalten möchte, dass dort alte Menschen gut leben, auch wenn sie nicht mehr „so gut können“, muss offen für Veränderungen in seinem Quartier sein: Er wird mit Langsamkeit als Kontrast zu unserer überall dominierenden Beschleunigung konfrontiert. Er benötigt Achtsamkeit für Mitmenschen, die vielleicht die Orientierung verloren haben und für einen geduldigen Hinweis dankbar sind. Er wird bereit sein, nach den Nachbarn zu schauen, denen immer einmal etwas passieren kann. Quartiersentwicklung kann zu einem zukunftsweisenden Konzept in der Lebensgestaltung für das Alter werden. Dieser Ansatz verlangt zugleich, dass die verschiedensten Akteure im Gemeinwesen das Gemeinwohl ernst nehmen. Und es fordert Menschen mit sehr unterschiedlichem Alter, Einkommen, Gesundheitsstatus und Kompetenz heraus, einander wertzuschätzen und sich füreinander zu interessieren. Wenn die Caritas gemeinsam mit anderen auf diesem Weg vorankommt, bleibt die Situation der Anna K. nicht Idealvorstellung, sondern wird zum Normalfall des Lebens im Alter im Quartier. ◀

Günstiger Zeitpunkt für einen neuen Anlauf

Von Diözesan-Caritasdirektor Burkard Schröders

Quartiersentwicklung – eine alte Idee im neuen Gewand? Seit Jahrzehnten weiß die Caritas um die Bedeutung der Orientierung am Lebensraum vor Ort, im „Sozialraum“, und um die notwendige Beteiligung aller Betroffenen, wenn es um die Lösung sozialer Probleme geht. Noch länger kennt die katholische Soziallehre das Subsidiaritätsprinzip: Die kleine Einheit vor Ort (Familie, Kommune) regelt die Lebensverhältnisse mit ihren Möglichkeiten, und die größeren Einheiten (Land, Staat) werden unterstützend tätig, wenn die örtlich Zuständigen an die Grenzen ihrer Kräfte kommen.

Wenn nun das Land NRW die Bedeutung der örtlichen Quartiere für die Sicherung des Lebens im Alter wiederentdeckt und mit dem „Masterplan Quartier“ viele Betroffene und Beteiligte zum gemeinsamen Handeln unter Führung der Kommunen motivieren will, könnte man sagen: Ein alter Hut, aber viel Erfolg haben wir damit bisher auch nicht gehabt – vor allem weil die Unterstützung fehlte!

Doch es scheint ein günstiger Zeitpunkt, einen neuen Anlauf zu nehmen: Die meisten Akteure in der Politik und in der Sozialwirtschaft haben verstanden, dass die Sicherung eines menschenwürdigen Lebens im Alter mehr Alternativen zur Heim-Unterbringung verlangt, dass aber die bisherige Infrastruktur für die häusliche Versorgung und Pflege an ihre Grenzen stößt und nicht beliebig ausgeweitet werden kann. Die Betroffenen sehnen sich sowieso nach flexibleren Lösungen, die ihnen ein Verbleiben in der eigenen Wohnung und Teilhabe in ihrem Quartier ermöglichen.

Allerdings reicht es nicht, mit einem neuen Begriff ein bewährtes Prinzip nur neu ins Bewusstsein zu heben – es bedarf auch konkreter Unterstützung. Sonst hätte

sich die Sozialraumorientierung längst besser etabliert. Analyse-Instrumente, Öffentlichkeitsarbeit, Tagungen sind gut. Anschubfinanzierungen, um in den Kommunen qualifizierte und möglichst unabhängige Initiativen und Moderatoren für die Quartiersarbeit beauftragen und bezahlen zu können, müssen unbedingt hinzukommen. Weiter bedarf es der Abstimmung zwischen Landes- und Bundesgesetzen, damit etwa die Mittel der Pflegeversicherung besser in der Gestaltung des Lebens vor Ort eingesetzt werden können und die Träger der Altenheime größeren Spielraum z. B. beim flexiblen Einsatz ihrer Immobilien erhalten.

Überhaupt ist dringend zu klären, welche Rolle den Kommunen und welche den (bewährten) Anbietern wie stationären Einrichtungen und Pflegestationen bei der Gestaltung des Quartiers zukommen soll. Auch hier ist an das Subsidiaritätsprinzip zu erinnern: Die Akteure vor Ort suchen gemeinsam mit den Bürgerinnen und Bürgern nach den besten Lösungen, und die Kommunen sichern (nicht steuern!) diesen Prozess durch Planung, Vermittlung, Unterstützung ab. Nur dann werden die Träger eine reale Chance sehen, ihre bestehenden Einrichtungen für die Quartiersentwicklung zu öffnen und die notwendigen Kooperationen einzugehen. Quartiersentwicklung könnte dann tatsächlich zu einer neuen Form von Gestaltung des Sozialen im 21. Jahrhundert werden: im Zusammenwirken von Bürgern, öffentlicher und Freier Wohlfahrtspflege und auch den gewerblichen Anbietern vor Ort und zum Wohl der dort lebenden und alt werdenden Menschen. Ein „Werkzeugkasten“ ist ein ordentlicher Anfang, doch Landes- und Kommunalpolitik sind aufgefordert, weitere Maßnahmen zur Unterstützung zu leisten. Die Caritas wird sie gerne aufgreifen.



*Burkard Schröders,
Diözesan-Caritasdirektor
für das Bistum Aachen
und Mitherausgeber von
„Caritas in NRW“*

Wenn die Sonne lacht, hüpfst das Herz – nicht nur bei den Initiatoren des Mehrgenerationengartens in Lippstadt: Veronika Böttcher, SKM-Geschäftsführerin Gabriele Leifels und Sozialarbeiter Pietro Basile (v. l. n. r.).

Ein kleiner Garten Eden

Der „internationale Mehrgenerationengarten“ bringt Bewohner und Kulturen zusammen

Von Jürgen Sauer

Der Garten Eden liegt in Lippstadt. Genauer gesagt, in einer kleinen Parkanlage im Südwesten der 70 000-Einwohner-Stadt. Theodor-Heuss-Park heißt die offizielle Bezeichnung, und dies war früher ein Ort, der nicht gerade zum Verweilen einlud, vor allem nicht zu nächtlichen Spaziergängen. 2008 hatte der Sozialdienst Katholischer Männer in Lippstadt (SKM) die Idee, in einem Teil des Parks einen „internationalen Mehrgenerationengarten“ anzulegen.

Direkt nebenan betreibt der SKM seit 1998 den „Treff am Park“ (TAP), einen „Magnet“ für Kinder und Jugendliche: An sechs Tagen in der Woche gibt es hier attraktive Freizeitangebote, dazu Hausaufgabenhilfe oder besondere pädagogische Hilfen. Mit dem „internationalen Mehrgenerationengarten“ gelingt es seit 2008, alle Altersschichten und Nationalitäten im Viertel zu erreichen: vom Kita-Kind bis zum Rentner, vom alten Lippstädter „Poalbürger“ bis zur arabischstämmigen Mutter.

Das Prinzip des Gartens besteht darin, Bewohnern und Gruppen aus dem multikulturell geprägten Stadtteil einen Teil des Parks zur privaten Nutzung anzubieten, d. h., Gemüse, Kräuter und andere leckere Dinge aus ihrer Heimat anzubauen. „Wir knüpfen damit an die Liebe zum Garten an, die viele Menschen aus den Mittelmeerländern, aber auch Russlanddeutsche mitbringen“, sagt SKM-Geschäftsführerin Gabriele Leifels. Auch Einrichtungen wie Kitas dürfen ihren eigenen Garten pflegen. Die zehn Parzellen liegen nebeneinander und sind durch hübsch gestaltete Holzschilder gekennzeichnet: So gibt es beispielsweise einen türkischen Garten, einen syrischen, einen russlanddeutschen, einen indischen oder griechischen. Zäune sucht man vergeblich. Oder es sind höchstens ganz kleine, wie etwa beim deutschen Garten. „Mehr als 15 Zentimeter habe ich nicht erlaubt“, lacht Dr. Pietro Basile, Sozialarbeiter beim SKM Lippstadt und „Motor“ des Projekts. Einträchtig gärtner so Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen, Sprachen, Religionen nebeneinander: Sie bewundern die Bohnen der türkischen Nachbarn, lernen Kräuter aus Indien kennen

oder die besonders leckere Tomatensorte aus Italien, die man in deutschen Supermärkten vergeblich sucht. Oft weckt das eigene Stück Land verschüttet geglaubte Lebensgeister. „Für Migranten ist der eigene Garten sehr wichtig. Er zeigt einem, dass man in der Fremde langsam Wurzeln geschlagen hat“, weiß Dr. Basile. Selbst bei depressiven Verstimmungen helfe die Gartenarbeit. „Ich brauche keine Medikamente mehr“, sagte ihm neulich ein griechischer Hobbygärtner, der kurz vor der Rente seinen Job verloren hatte und darüber krank geworden ist.

Zähmung durch Verantwortung

Verbunden werden die hufeisenförmig angelegten Parzellen durch einen Kräutergarten und einen „Naschgarten“, der allen Besuchern offen steht und gerade Kindern vermittelt, wie frisch gepflückte Beeren oder Äpfel schmecken. Eine halbhohe Trockenmauer, die u. a. mit Erdbeeren bepflanzt ist, ermöglicht auch Rollstuhlfahrern oder Senioren mit Rollator, von den süßen Früchten zu kosten. Spiel- und Sportgeräte, eine Boulebahn und eine Bühne runden das Gelände ab. Eine Besonderheit ist das Insekten-Hotel – Ergebnis eines Sozialeinsatzes von Jugendlichen, die mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren. Auch sie konnte Dr. Basile begeistern, ihre Talente für eine gute Sache einzusetzen. Seit über 30 Jahren ist der Mann aus Kalabrien in Lippstadt in Sachen „Integration und Migration“ unterwegs. Der „internationale Mehrgenerationengarten“ bildet quasi die Summe seiner Berufserfahrung: „Zähmung durch Verantwortung“, so nennt er scherzhaft das Prinzip. Die Übergabe von Verantwortung an die Bewohner, ob Jung oder Alt, ist für ihn der Schlüssel für eine Vielzahl sich gegenseitig verstärkender Effekte: So sind Vandalismus und Diebstahl hier Fremdwörter – entgegen allen Unkenrufen zu Beginn des Projekts. „Es ist unser Garten“, so lautet das Credo der Bewohner. Dass dieser Garten picobello sauber ist, versteht sich von selbst. Er ist das Sonntagsziel mancher Familie, Ersatz für unerreichbar teure Urlaube im Süden. Verständlich, dass die Anlage gehütet wird wie der eigene Augapfel. Auch die Jugendlichen, die mit Gartenarbeit nicht zu begeistern sind, lassen sich einbinden – wenn man ihnen frühzeitig zu erkennen gibt, dass sie Verantwortung haben, zum Beispiel auch für die Freizeitgestaltung in der Gartenanlage. „Es reicht nicht, ihnen einfach nur Outdoor-Trimmggeräte hinzustellen“, erläutert Gabriele Leifels. „Die Jugendlichen müssen das Gefühl haben, dass es ihre eigenen Geräte sind.“ Um solche Effekte



zu erreichen, sind viele Einzelgespräche und Bewohner-Versammlungen nötig, aber vor allem ein glaubwürdiges „personales Angebot“ in Gestalt von Dr. Pietro Basile. Als „Allrounder“ hat sich der Sozialarbeiter bewährt: ob beim Trockenmauer-Bauen, bei der Kräuterkunde bis hin zum Pizza-Backen im großen Garten-Ofenhaus. Kein Zweifel, das Image des Viertels hat sich durch das SKM-Projekt deutlich verändert. „Während man früher etwas verschämt seine Adresse nannte, sagt man heute voller Stolz: Ich wohne am Treff am Park“, weiß Gabriele Leifels. Wie gut das Projekt verankert ist, zeigt die jährlich steigende Besucherzahl beim Stadtteilstfest: 700 Personen waren es beim letzten Mal. Indes: Ohne Spenden wäre das Garten-Projekt nicht möglich. Über 30 000 Euro musste der SKM in den vergangenen Jahren an freien Mitteln sammeln. Heimische Unternehmen, Parteien und Einrichtungen engagieren sich mit Sachspenden, sei es mit neuen Obstbäumen oder Baumaterialien wie Steine und Holz.

Ausgrenzung und Abschottung überwinden

Dr. Pietro Basile blickt in der warmen Mai-Sonne voller Stolz auf die gepflegten Gartenparzellen, auf die Trockenmauer mit den Erdbeerpflanzen und die Kräuter wie die Wolfsmilch-Gewächse. „Wirkt gegen Warzen“, wird er gleich wieder einigen staunenden Kita-Kindern erklären, die spontan vorbeischaun. Dieser Garten ist für ihn auch ein Zeichen, ein hoffnungsvolles Beispiel, dass Ausgrenzung und Abschottung überwunden werden können – so tief sie auch in den Köpfen sitzen mögen. Tief verwurzelt sei das Misstrauen gegen alles Fremde, auch hier im Lippstädter Südwesten: Schon vor dem Krieg sei den Kindern eingeredet worden, nicht mit den „Schmuddelkindern“ aus einem anderen Stadtteil zu spielen. Nach dem Krieg kamen dann die Flüchtlinge und Vertriebenen, dann die Engländer, die Gastarbeiter und später die Übersiedler aus der ehemaligen DDR. Nein, hohe Mauern und Zäune sind keine Erfindung Gottes, so seine Lebenserfahrung, es geht auch anders. Der kleine Garten Eden in Lippstadt zeigt das ganz deutlich. ◀

*Jugendliche bauten das
Insekten-Hotel.
Fotos: Sauer*



Foto: H. Ambaum

Kopierte Schafe und Papierschiffchen

Caritasarbeit im Wohnquartier – Solidarität beginnt im gemeinsamen Kampf gegen die Probleme

Wenn es um seine Bonnefelder geht, ist für Horst Ambaum keine Idee zu abwegig. Mit kopierten Schafen und Papierschiffchen schaffte er es zusammen mit den Bewohnern des Duisburger Stadtteils Bonnefeld in die Medien. Und machte dem großen Vermieter „GAGFAH“ einen Strich durch die kurz-sichtige Renditerechnung. Es gilt sein Motto: „Wenn wir uns schon kloppen, dann muss es auch Spaß machen.“

Als die Vermietungsgesellschaft wochenlang den Rasen nicht mähen ließ, stellte Ambaum ein Schaf auf die Wiese, machte ein Foto, das er kopierte, bis eine Herde daraus geworden war, und veröffentlichte das „Klon-Bild“ in der Zeitung. Oder er bastelte Papierschiffchen, die die Kinder auf dem Wasser im Keller im Beisein der Pressefotografen schwimmen lassen, nachdem Hinweise auf das aus dem Rohr tropfende Wasser über Monate keinen Klempner gelockt haben. Interessante Bilder bringen Öffentlichkeit – und die kann was bewegen. Ein Kampf Mieter gegen Vermieter als sozialraum-orientierter Ansatz der Caritasarbeit? Lehrbuch ist das vielleicht nicht, und der „Gemeindecaritäter“ Ambaum bekennt auch gleich, dass er mit diesem Begriff wenig anfangen kann. Er spricht lieber von „Nachbarschaftshilfe“. Aber im Ergebnis kommt es aufs Gleiche hinaus. Denn die fantasievollen Aktionen haben inzwischen

nicht nur den großen Wohnungskonzern bewegt, sondern auch die Menschen in den ergrauten Wohnblöcken aus den 70er-Jahren. Bonnefeld ist ein zwischen Bundesstraße und Mannesmann-Werk eingezwängter Stadtteil in Duisburg, dessen verborgener Charme sich dem Außenstehenden erst durch Ambaums Inneneinsichten erschließt.

Erkunden, was die Menschen brauchen

Am Anfang war die Einsamkeit. Die Bewohner kannten sich kaum. Die Mieter glaubten sich mit ihren Problemen allein, fühlten sich verkauft, nachdem ihre Wohnungen von der Kassenärztlichen Vereinigung an die LEG und weiter an die GAGFAH durchgereicht worden waren und sie mit ihren defekten Heizungen und dem Schimmel an der Wand immer nur abblitzten. Wobei das nicht der Anlass für eine Initiative der örtlichen Gemeindereferentin war. Christa Blokesch, Gemeindereferentin in St. Judas Thaddäus, ging es darum, dass die Gemeinde wieder Kontakt zu den Menschen im Bonnefeld bekam. Nur Geld sammeln und Geschenke an kranke und alte Menschen oder einen Ausflug ausgeben erschien jedoch dem jungen Vorstand der Caritas-Konferenzen zu wenig. Also bat die Gemeindereferentin Horst Ambaum von der Caritas um Hilfe. Ideen wurden gewälzt, eine große Besuchsaktion geplant und schließlich die Bewohner zu einer Mieterver-

sammlung eingeladen. Sieben von 350 Mietparteien kamen. Aber es war ein Anfang: Probleme wurden angesprochen und vereinbart, dass jeder zum nächsten Mal einen weiteren Mieter mitbringt. Beim zweiten Treffen vervierfachte sich die Zahl und es wurde die Mieterinitiative gegründet, beim dritten Treffen kamen schon gut 70. Die Schafaktion wurde geplant, denn es sollte nicht beim Ärgern bleiben.

Auch nicht beim Kampf gegen die GAGFAH. Schon bei einem ersten Gang durch den Stadtteil erfuhr Ambaum, dass es auch an einer Möglichkeit, sich zu treffen, fehlte. Heute gibt es dafür die Erdgeschosswohnung Bonnefeld 34, links: Der „Bewohnertreff Mitten Drin“ entwickelt sich derzeit zum Kern der Caritas- und Gemeindefarbeit. Mieterinitiative, Bürgerverein und Caritasgruppe nutzen ihn. Eine Schulaufgabenbetreuung soll in Kürze starten, einige der vielen älteren Bewohner spielen hier Karten.

Lebensqualität im Viertel wächst

Neulich ist ein Frühstückstreff gestartet, bei dem sich Bewohnerinnen unterschiedlicher Kulturen kennenlernen können. Da hat auch einer der vielen Zufälle mitgespielt. Bei einem seiner Besuche im Bonnefeld hatte Ambaum beobachtet, dass die deutschen und die türkischen Frauen auf getrennten Seiten saßen und in der Mitte ihre Kinder zusammen spielten.

Erkunden, was die Menschen wünschen und brauchen, ist der Ansatz, nicht anbieten. „Alle reden von Sozialraumorientierung“ sagt Ambaum, doch „das fängt in solchen Projekten an.“ In seinem Büro allerdings findet man den Caritas-Mitarbeiter eher selten. Denn „wir müssen in die belasteten Räume hineingehen, nah bei den Menschen sein“, betont er. Er will Eigeninitiative wecken und begleiten.

Das ist auch die Basis des nächsten Projekts im Stadtteil Huckingen. Nachbarschaftshilfe soll hier wachsen, nur angeregt und gefördert durch die Caritas: gegenseitige Hilfe beim Schneeschippen oder Einkaufen zum Beispiel. „Wenn es komplizierter wird, helfen wir“, erklärt der Sozialarbeiter. Christa Blokesch kann sich auch Tauschhandel im Kleinen vorstellen. Die nicht mehr so mobile alte Frau backt einen Kuchen, dafür führt der Nachbar ihren Hund aus. „Die Hilfe auf Augenhöhe geht nur im Kleinen“, erklärt Ambaum.

Zuhören ist dafür ganz wichtig, so seine Erfahrung. Nach und nach sollen deshalb alle Familien im Bonnefeld besucht werden. Die ersten Ergebnisse sind vielversprechend. Die eingeplante Zeit reicht bei Weitem

nicht, denn die Menschen erzählen viel, und daraus wachsen neue Ideen. So hat Ambaum beispielsweise erfahren, dass der Weg zu den nahen Schrebergärten und zum Spielplatz dahinter vom Nachbarvermieter LEG gesperrt worden ist und damit lange Umwege zu gehen sind – zu lang für alte Menschen und Mütter mit ihren Kindern. Gemeinsam soll das Problem jetzt angegangen werden. Als Erstes soll der Leiter des Bezirksamtes angesprochen werden, ob das überhaupt zulässig ist.

Schritt für Schritt wird das Bonnefeld lebenswerter. Für Familien war es entgegen dem ersten Eindruck eigentlich immer attraktiv, weiß Ambaum. Die Kinder seien hier geschützt vor Autoverkehr, die Rasenflächen dürften sie frei nutzen, die Wohnungen seien gut geschnitten. Da müsste es auch im Interesse der GAGFAH sein, die Wohnungen und Außenanlagen in Ordnung zu halten. Denn etwa 100 Wohnungen stehen derzeit leer.

Ob diese Erkenntnis durchgesickert ist oder nur die öffentlichen Aktionen mit Schafen und Papierschiffchen wirken, ist nebensächlich. Jedenfalls tut sich was. Sechs Wochen „Friedenspflicht“ haben Mietervertreter und Caritas mit GAGFAH-Vorständen in der Konzernzentrale in Essen vereinbart. Das Bonnefeld hat jetzt Priorität. Der Spielplatz ist für die Sanierung gerade eingezäunt, eine Delegation der GAGFAH geht während des Gesprächs mit Ambaum und Blokesch vor dem Fenster vorbei von Tür zu Tür. Mieter berichten, dass gemeldete Mängel in kürzester Zeit behoben werden.

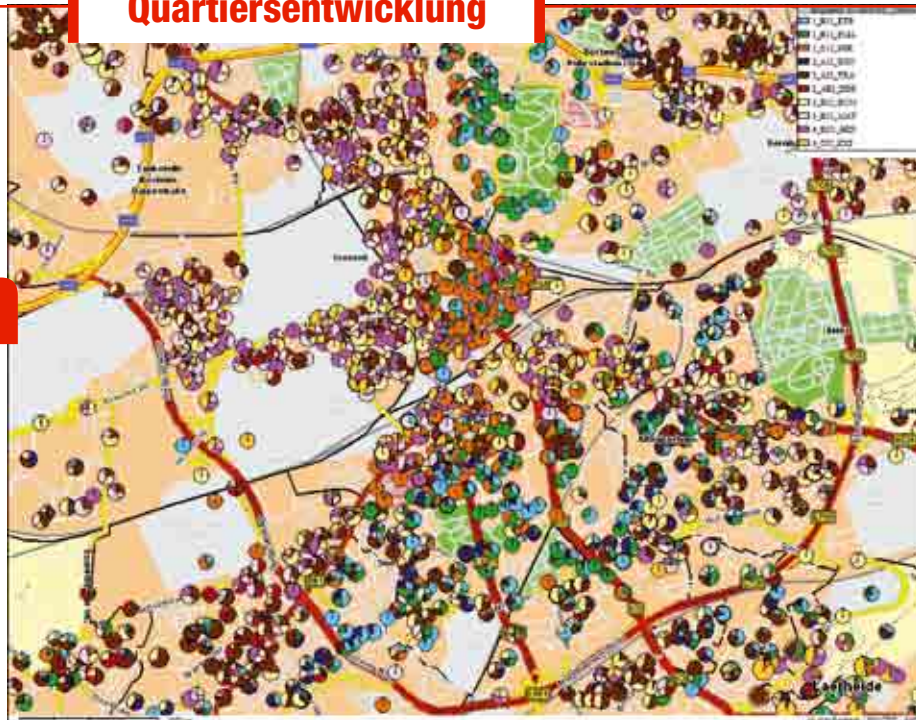
Das soll nicht das Ende sein. Ambaum und Blokesch hoffen, dass die GAGFAH ihnen auch die Kaltmiete für den Bewohnertreffpunkt erlässt, damit dieser Bestand haben kann. Denn auf Dauer wird die Gemeinde ihn nicht finanzieren können. Bei der Einrichtung haben die Selbsthilfekräfte der Bewohner und ihre Eigeninitiative gewirkt. Allerlei Gebrauchttes haben sie zusammengesucht. Funktionell und mit eigenem Charme, pragmatisch und kreativ wie die Schafherde. Die Aktion hat übrigens eine 72-jährige Bewohnerin bei Facebook gepostet und auch damit für Öffentlichkeit gesorgt. ◀

Harald Westbeld



Wenn Horst Ambaum (l.) in der Hochhaus-siedlung unterwegs ist, wird er häufig angesprochen: ein echter Quartiersmanager. Foto: Westbeld

Video „Schafe und Papierschiffchen“ auf Youtube im Kanal CaritasMS



Ja, wo leben wir denn?!

Milieukenntnis und Sozialraumanalyse als Werkzeuge in der Sozialraumarbeit

In der aktuellen Debatte um die Sozialraumorientierung in der Caritasarbeit (s. a. die Zeitschrift „Neue Caritas“ 8/2011, S. 36f.) kann die Beschäftigung mit den Ergebnissen der Milieuforschung des Sinus-Instituts einen wertvollen und sehr praxisnahen Beitrag liefern. Diese Ergebnisse korrespondieren eindrucksvoll mit den grundlegenden Einsichten im Diskussionspapier des Deutschen Caritasverbandes zur „Sozialraumorientierung in der Caritasarbeit“ (ebd.).

*Bis in einzelne Straßenzüge hinein kann die Verteilung der Milieus analysiert werden.
Quelle: Sinus*

Das Heidelberger Markt- und Sozialforschungsinstitut Sinus hat im Herbst 2011 eine aktualisierte Gesellschaftsstudie vorgelegt, die verschiedene gesellschaftliche Milieus voneinander abgrenzt, identifiziert und beschreibt. Die zehn in Umfragen aus dem Jahr 2010 ermittelten Sinus-Milieus fassen Menschen zusammen, die ähnlich „ticken“, also als Gleichgesinnte in Bezug auf ihre Grundorientierung (Lebensstil, Ästhetik, Geschmack, Werte) und – nachrangig – auf ihre soziale Lage (Bildung, Einkommen, Besitz) gelten (s. Kasten S. 13).

Der Forschungsansatz des Sinus-Instituts greift insbesondere das erste und grundlegendste Prinzip der Sozialraumorientierung auf: „Ausgangspunkt aller Aktivitäten im Sozialraum sind grundsätzlich die Interessen, die Bedürfnisse, der erhobene und erklärte Wille der Wohnbevölkerung. Sie – die Betroffenen, Beteiligten und Interessierten – agieren als Experten und Gestalter“ (nc 8/2011, S. 38f.).

Das Sinus-Institut (www.sinus-institut.de) erforscht deshalb seit über 30 Jahren alle wichtigen Alltagsbereiche aus der jeweiligen subjektiven Sicht der Personen, die diesen Alltag erleben. Das geschieht in jährlich durchgeführten 1 000 qualitativen Interviews, die der detaillierten Beschreibung der einzelnen Milieus dienen, und jährlich 100 000 nachgeschobenen quantitativen Befragungen, die über die prozentuale Verteilung der Milieus in Deutschland Auskunft geben (s. Grafik S. 13).

Eine detaillierte Milieukenntnis erleichtert es den ehrenamtlichen und hauptberuflichen Mitarbeiterinnen

und Mitarbeitern der Caritas, mit ihren Klienten, Patienten, Gästen, Bewohnern und „Kunden“, aber auch untereinander adäquat, d. h. „milieusensibel“ in Kontakt zu treten. Genau darin besteht das Kernanliegen der Caritas, sich mit den Sinus-Milieus zu beschäftigen. Ebenso sind die Erkenntnisse verwendbar für die Öffentlichkeitsarbeit und das Fundraising und – verbandsintern – für die (Weiter-)Entwicklung von Angeboten und deren geografische Verortung im Sozialraum, die Personalentwicklung und -einsatzplanung wie auch für die Teamentwicklung.

Die mit dem Sinus-Institut kooperierende Firma Microm (www.microm-online.de) erstellt mit den Methoden des Geomarketings deutschlandweit Karten, in denen sich die Milieuverteilung in Städten, Stadtteilen, Straßenabschnitten ablesen lässt (s. Grafik oben) und die – oben beschriebene detaillierte Milieukenntnisse vorausgesetzt – ein sehr hilfreiches zusätzliches Instrument für die Sozialraumanalyse darstellen.

Milieukenntnisse und Microm-Karten ermöglichen eine zielgruppenpräzisere Ansprache und damit auch sozialraumorientierte Verortung von Angeboten, Diensten und Einrichtungen der Caritas zugleich, weil Verantwortungsträger sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas gut darum wissen, wie (unterschiedlich) die Menschen „ticken“ und wo genau diese unterschiedlich „tickenden“ Menschen in den Städten und Stadtteilen, von denen oftmals Letztere von eindeutigen Milieudominanzen geprägt sind, leben.

Die meisten Diözesen (Pastoraldezernate, Seelsorge-

*Michael Winter ist
Diözesanreferent für
ehrenamtliches und
freiwilliges Engagement,
Gemeindecaritas
und Allgemeine Sozial-
beratung in der Abteil-
ung Beratung, Erzie-
hung & Familie beim
Caritasverband für das
Bistum Essen. Kontakt:
Tel. 02 01 / 8 10 28-7 90
oder per E-Mail:
michael.winter@
caritas-essen.de*

ämter in den Generalvikariaten) in Nordrhein-Westfalen haben Microm-Karten für ihren Einzugsbereich für die Weiterentwicklung der Pastoral und für die pastoralplanerische Ausgestaltung der neuen (größeren) pastoralen Räume erworben. In der Diözese Essen hat sich der Diözesan-Caritasverband von Beginn an durch den Miterwerb der Microm-Karten daran beteiligt. So wurden schon viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas aus den unterschiedlichsten Diensten und

Einrichtungen und Hierarchieebenen in Fortbildungen und Inhouseschulungen mit den Sinus-Milieus vertraut gemacht. Auf dieser Basis wurden auch in der anschließenden Beratungsarbeit die Microm-Kartenausschnitte für entsprechende Sozialraumanalysen zugänglich gemacht. ◀

Michael Winter

10 Sinus-Milieus in Deutschland

Konservativ-etabliertes Milieu

Das klassische Establishment: Verantwortungs- und Erfolgsethik; Exklusivitäts- und Führungsansprüche; Standesbewusstsein, Entre-nous-Abgrenzung

Liberal-intellektuelles Milieu

Die aufgeklärte Bildungselite: liberale Grundhaltung und postmaterielle Wurzeln; Wunsch nach selbstbestimmtem Leben, vielfältige intellektuelle Interessen

Milieu der Performer

Die multi-optionale, effizienzorientierte Leistungselite: global-ökonomisches Denken; Konsum- und Stil-Avantgarde; hohe IT- und Multimedia-Kompetenz

Expeditives Milieu

Die ambitionierte kreative Avantgarde: mental und geografisch mobil, online und offline vernetzt und auf der Suche nach neuen Grenzen und neuen Lösungen

Bürgerliche Mitte

Der leistungs- und anpassungsbereite bürgerliche Mainstream: generelle Bejahung der gesellschaftlichen Ordnung; Wunsch nach beruflicher und sozialer Etablierung, nach gesicherten und harmonischen Verhältnissen

Adaptiv-pragmatisches Milieu

Die moderne junge Mitte unserer Gesellschaft mit ausgeprägtem Lebenspragmatismus und Nutzenkalkül: zielstrebig und kompromissbereit, hedonistisch und konventionell, flexibel und sicherheitsorientiert; starkes Bedürfnis nach Verankerung und Zugehörigkeit



Sozialökologisches Milieu

Konsumkritisches/-bewusstes Milieu mit normativen Vorstellungen vom „richtigen“ Leben: ausgeprägtes ökologisches und soziales Gewissen; Globalisierungsskeptiker, Bannerträger von Political Correctness und Diversity

Traditionelles Milieu

Die Sicherheit und Ordnung liebende Kriegs-/Nachkriegsgeneration: verhaftet in der alten kleinbürgerlichen Welt bzw. in der traditionellen Arbeiterkultur; Sparsamkeit, Konformismus und Anpassung an die Notwendigkeiten.

Prekäres Milieu

Die um Orientierung und Teilhabe bemühte Unterschicht mit starken Zukunftsängsten und Ressentiments: Häufung sozialer Benachteiligungen, geringe Aufstiegsperspektiven, reaktive Grundhaltung; bemüht, Anschluss zu halten an die Konsumstandards der breiten Mitte

Hedonistisches Milieu

Die spaß- und erlebnisorientierte moderne Unterschicht/untere Mittelschicht: Leben im Hier und Jetzt, Verweigerung von Konventionen und Verhaltenserwartungen der Leistungsgesellschaft



Kirche vor Ort

Kirche ist Teil des Sozialraums. Sie gehört allen!

Von Peter Otten

Auch der Glaube braucht Orte. Das scheint zunächst ganz einfach zu sein: Die Kirche ist der Ort, an dem das Heil geschieht. Aber was für eine Kirche ist das? Die wie aus einem Werbespot: „Mein Haus, meine Yacht“, also auch „Mein Heil, meine Kirche“? Wohl nicht. Der Theologe Hans-Joachim Höhn sagt: „Das theologische Selbstverständnis der Kirche als Zeichen des Heils, als Salz der Erde ist extrovertiert – auf Offenheit und Öffentlichkeit angewiesen.“

Extraversion meint eine Haltung, die sich von sich selber weg nach außen wendet. Wer extrovertiert ist, empfindet den Austausch und das Handeln innerhalb sozialer Gruppen und zwischen ihnen als anregend. Jürgen Habermas versteht Öffentlichkeit als die „Sphäre der zum Publikum versammelten Privatleute“ („Publikum“: dem Volk, der Allgemeinheit zugehörig, die öffentliche Versammlung). Interessant: Kirche so verstanden wäre dann ein offener Raum für Heilvolles. Der Raum, der nicht um seiner selbst willen da ist, der auf den anderen oder das andere hin angelegt ist. Und die Menschen dort sind keine „Privatiers“, sondern werden selbst Teil der res publica, der „öffentlichen Sache“, die

** Köln-HöVi meint die Stadtviertel Höhenberg und Vingst im rechtsrheinischen Köln. Die Sozialstruktur der beiden Viertel ist sehr ähnlich, beides sind Stadtteile mit „besonderem Erneuerungsbedarf“.*

auch in der Kirche verhandelt wird. Jürgen Werbick ergänzt: „Die Orte selbst vermitteln die Erfahrung von Zugänglichkeit oder verweigern sie; sie sind Zeugnis für Gottes Zugänglichkeit – oder Antizeugnis“ (J. Werbick, *Warum die Kirche vor Ort bleiben muss*, S. 72). Er verweist auf Zweierlei: Der Zugang zur Kirche darf nicht hermetisch verschlossen sein, er wird nicht einmal gewährt, er ist selbstverständlich. Denn Gott ist selbstverständlich zugänglich. Wenn die Kirche verschlossen oder ein geschlossenes System ist, wird sie zum „Antizeugnis“, zum Gegenteil von dem, was sie eigentlich sein soll. Quasi ein Un-Ort.

Kirche schafft, garantiert oder hält einen Ort vor, an dem sich Menschen in einem Viertel, in einem Dorf zum „Publikum“ versammeln und ihre „Sachen“ verhandeln und regeln. Dieser Ort ist nicht irgendwo auf einem geheimnisvollen Berg, sondern mitten unter den Menschen. In der Sprache der Soziologen könnte man formulieren: Kirche ist im Sozialraum der Menschen.

Kirche: In die Fläche bestellt

Auf dem Gelände der Gesamtschule in Köln-HöVi* befindet sich eine große Grünfläche, die an einen öffentlichen Weg grenzt. Die Fläche war mit den Jahren sehr verwildert. Große Büsche machten sie undurchdringlich, Kinder und die meisten Jugendlichen haben diesen Ort gemieden. So konnten sie einen beträchtlichen Teil „ihres“ Schulhofs nicht mehr nutzen. Im Gebüsch wurden Drogen verkauft.

Das Grünflächenamt der Stadt hatte keine Kapazitäten, um zu helfen. Also sprang ein Team von ehrenamtlichen Leuten aus dem Viertel ein, ergänzt durch einige Hartz-IV-Kräfte der Gemeinde. Und im Handumdrehen wurden die Büsche entfernt, Bäume gefällt oder zurückgeschnitten. Es entstand eine neue große Wiese, keine dunklen Ecken mehr. Schüler und Lehrer waren begeistert. Wem gehört die Stadt? So könnte man fragen. Zumindest aber: Wie soll unser Ort beschaffen sein? Wie soll der Sozialraum sein? Welche Qualität soll er haben? Welches Klima soll herrschen?

Als Pastoralreferent, Jugendleiterin, Lehrerin oder Priester in einem eher ärmeren Viertel erhält der oder die sehr schnell Respekt von den Menschen im Viertel entgegengebracht, wenn diese den Eindruck haben: „Der/die setzt sich nicht ab.“ Stehe ich an der gleichen





Supermarktkasse mit anderen Kunden und schimpfe über den miesen Service, kämpfe ich mit anderen Eltern in der gleichen Elternpflegschaft für eine gute Schule, trinke ich hin und wieder in der gleichen Eckneipe mein Kölsch, dann geschieht schon ganz viel. Die Leute merken: „Er ist einer von uns.“ Nicht wie ein Berater, der morgens kommt und nachmittags wieder in seine Behaglichkeit irgendwo außerhalb entwischt.

Den Sozialraum mit allen anderen teilen, einfach dazugehören: für die Menschen in diesem Raum ist das eine ganz wichtige Beobachtung, für einen selbst eine Erkenntnis, für die Qualität und das Gelingen in der Arbeit vielleicht der wichtigste Dünger. Das heißt nicht, dass man sich an das Leben der Menschen und die Verhältnisse, die man vorfindet, völlig unterschiedslos anpasst. Aber dadurch, dass Menschen spüren: „Er oder sie ist eine oder einer von uns!“, werden die eigenen Akzente für andere Menschen interessant. Ihre Neugier erwacht. Wo passiert „das Heil“? Natürlich im gemeinsamen Gottesdienst. Aber dort bleibt es nicht zwischen Mauern zurück. Vor der Kommunionsspendung sagt der Priester manchmal: „Werdet, was ihr empfangt: Leib Christi.“ Früher hieß es auf Latein am Ende der Messe: „Ite, missa est.“ Übersetzen könnte man mit: „Los geht's! Ihr seid geschickt!“ Das heißt, der Gottesdienst geht auf den Straßen und Plätzen, an der Supermarktkasse, bei der Elternpflegschaft oder in der Eckneipe weiter. Das heißt aber auch, dass die Straßen und Plätze wie die Kirche Orte des Gottesdienstes sind. Und „drinnen“, in der Kirche, hat das, was „draußen“ passiert und die Menschen bewegt, seinen Platz. Der Gottesdienst bezieht den Sozialraum ein. Was denn anderes könnte das Zweite Vatikanische Konzil gemeint haben, als es sagte: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände“ (*Gaudium et Spes, 1*). Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen, ihr Alltag finden im Gottesdienst statt. Und für eine segensreiche Pastoral ist der Sozialraum immer der Ausgangspunkt. Was heißt das konkret? [...]

Stellen Sie sich für einen Moment vor, Sie wären Lehrerin oder Lehrer, sagen wir an einer Grundschule. Und stellen Sie sich weiter vor, Sie beginnen ein neues Schuljahr als Klassenlehrerin oder -lehrer mit neuen Schülerinnen und Schülern. Sie stellen fest, ein Drittel der Kinder hat eine unvollständige Ausstattung: Keine

Buntstifte, keine Hefte, keinen Schnellhefter, keinen Ordner, vielleicht sogar keinen oder nur einen zerschlissenen Ranzen. Die Frage nach Bildungsgerechtigkeit und Teilhabe an Bildung ist dann keine theoretische mehr, sie ist Ihnen plötzlich auf den Pelz gerückt. Wie gehen Sie vor? Sie könnten die Eltern ermahnen, die Sachen einzukaufen. Sie könnten mit der Schulleitung oder mit dem Ministerium das Problem erörtern, dagegen protestieren und mehr Geld und Unterstützung fordern. Schön wäre aber, wenn Sie einfach an einen Ort gehen könnten, wo Sie all dies unbürokratisch für die Kinder mitnehmen könnten. Zum Beispiel in einem Schulbuchkeller der Kirchengemeinde. Dort gehen Sie mit Ihrer Liste hin und nehmen das mit, was Sie für Ihre Kinder, aber auch für Ihren Unterricht brauchen: Filzstifte, dicke und dünne Pappe, Scheren, Zirkel, sogar Schultüten für die Einschulung und moderne Schulranzen. Denn dort werden solche gespendeten Sachen angenommen, sortiert und wieder abgegeben. Natürlich wäre es für alle besser, man bräuchte so eine Einrichtung nicht. Sozialräumliches Denken bedeutet aber: Wir alle kümmern uns gemeinsam um die Basics, weil wir die wirkliche Lage in den Blick nehmen. Es gibt nicht mehr wir hier und ihr da, diesseits und jenseits. Gemeinsam kümmern wir alle uns um gute Bildung, gutes Wohnen, gute Ausbildung und gute Arbeit, um Kultur, ein schönes Wohnumfeld. Weil alle merken, was man alleine nicht, aber gemeinsam erreichen kann. Weil wir uns auf gemeinsame Ziele verständigt haben. Nichts spricht dagegen, dass eine gute Bildung im Sozialraum auch auf der Agenda der Kirchengemeinde steht.

GOTTES Heil im Viertel

Die Beispiele aus dem Schulbereich zeigen: Die gemeinsam und füreinander wahrgenommene Verantwortung prägt, gestaltet und stabilisiert den Sozialraum. Die Pointe: Sie prägt, gestaltet und stabilisiert auch die Kirche als Teil des Sozialraums, auch wenn das nicht die Intention war. Es besteht die begründete Hoffnung – wir lesen sie an der Wirklichkeit ab –, dass sich der Sozialraum dadurch positiv verändert. Ist das vielleicht das Heil, das durch die „Schickung“ – „Ite, missa est!“ – passieren soll? ◀

„Blühendes Hövi“ ist eine Aktion, das eigene Viertel, den Sozialraum zu verschönern: überall werden Blumenzwiebeln gesetzt.

Fotos: Lahrmann



Auszug aus dem höchst lesenswerten Buch: Meurer, Franz; Otten, Peter: „Wenn nicht hier, wo sonst? Kirche gründlich anders.“ Nachdruck mit freundlicher Genehmigung © by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, in der Verlagsgroup Random House GmbH, München



Quartier – Nachbarschaft – Sozialraum?

Es ist zu fragen, wo die Menschen leben und was sie wollen

Von Alfred Etheber

Bei genauer Beobachtung der momentan in hoher Konjunktur stehenden Begriffe Quartier, Sozialraum und Nachbarschaft und ihrer Derivate ist eine Begriffsunschärfe nicht übersehbar. Zugleich ist die vorder- oder untergründige Interessenlage im Gebrauch der Begriffe offenkundig, auch wenn sich inzwischen die Betonung des Ausgangs von den Interessen der Bürger/-innen durchgängig etabliert hat.



Dr. Alfred Etheber ist Bereichsleiter für Theologische Grundlagen und Verbandsarbeit beim Caritasverband für das Bistum Aachen.

Festzuhalten ist: Alle drei Begriffe haben mit dem realen oder gefühlten räumlichen Zusammenhang von Menschen, also deren Lebensort, zu tun. Zugleich geben sie Auskunft über die praktische Lebenssituation, also über spürbare Lebenslagen und konkrete Beziehungsdimensionen von Menschen. Es gilt also, gut zu unterscheiden und genau darauf zu achten, wer von wem spricht und sagt, er lebe in einem bestimmten Quartier, einem Sozialraum, einer Nachbarschaft und er sei in einer bestimmten Lebens- oder Problemlage. Das ist darum wichtig, weil unter der Hand eine soziale und bürgerschaftliche Entwicklung stattfindet, die das alte Kapitel der „Gemeinwesenarbeit“ und tradierte Paternalismen des Helfens hinter sich lässt und als demokratische Neufindung noch viele Überraschungen bereithält. Dabei wird sie auch vor der Definition der Begriffe keinesfalls haltmachen und mit dem Finger auf die zurückzeigen, die z. B. „Quartiere mit besonderem Erneuerungsbedarf“ ausrufen. Wer hat die Definitionshoheit für soziale Räume und deren Probleme? Klaus Dörner als wacher Beobachter der Entwicklung macht deutlich, dass „diese basale Bürgerbewegung des neuen Hilfesystems noch kein Bewusstsein ihrer selbst hat. Jeder bröseln an seinem Ort vor sich hin, was synergetische Wirksamkeit der Gesamtbewegung nicht gerade fördert“ (Dörner 2010, S. 65). Dies wird sich aber absehbar ändern, und die Caritas kann mit ihrer Option für die Menschen, ihrer Fachlichkeit und Reflexion auf soziale Räume dabei eine wertvolle Rolle spielen; dominieren wird sie die Prozesse freilich nicht. Das unmittelbare Quartier und das Management desselben, aber auch die sozialen Räume generell sind auf diesem politisch gewordenen Hintergrund als Strukturbegriffe von meist kommunal verantworteten Definitions- und Steuerungsbewegungen neu zu lesen. Positiv wollen sie das Wohl der Menschen, negativ aber

werden dieselben Menschen „sozial kartografiert“, so dass sie mit dem Ziel der Herstellung einer „Alltags-sicherheit“ „häufig einer verstärkten polizeilichen und kriminalpräventiven Bearbeitung ausgesetzt werden“ (Kessl, Reutlinger 2010, S. 11). Die Abwehr paternalistisch ausgerichteter Ordnungsabsichten ist mit den diversen Programmen der Quartiersentwicklung also keineswegs gesichert. Es kommt folglich auf die wirklichen Absichten und die Qualität bei der Herstellung der Bürgerbeteiligung an, so dass die Ermöglichung einer Mitautorenschaft der Menschen des Quartiers stattfindet. Das geht nur auf dem mühsamen Weg der Beteiligung bei der Ziel- und Methodenfindung, wie sie etwa das Konzept des Community Organizing vorsieht (vgl. Baldas 2010). Von Seiten der Wohlfahrtsverbände und Hilfsorganisationen wird dabei viel verlangt, weil Hilfskonzepte oft, an staatlichen Vorgaben orientiert, versäult arbeiten und sie auch in der Refinanzierung kaum durchlässig für die Lebensorte und -lagen der Menschen sind. Im Quartier aber haben die Jungen mit den Alten und das Thema Migration mit dem Einkaufen und der Erreichbarkeit von Bushaltestellen etwas zu tun. Die „Sozialraumorientierung“, wie sie in der Caritas derzeit neu diskutiert wird, kann dabei ein wertvoller Zwischenschritt sein, auch wenn sie oft „nur“ mit dem kleinen Schritt einer sozialräumlichen Öffnung einer Einrichtung (z. B. Altenheim, Beratungsstelle, Kita) für den Sozialraum beginnt. Damit aber ist viel gewonnen, wenn die Nachbarschaft eingeladen ist hinzuzutreten und die Menschen der Einrichtung sich an den bürgerschaftlichen Prozessen des Quartiers beteiligen. ◀

Literatur:

Klaus Dörner, *Leben und sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem. Neumünster*, 5. Aufl. 2010.

Fabian Kessl, Christian Reutlinger, *Sozialraum. Eine Einführung. Wiesbaden*, 2. Aufl. 2010.

Eugen Baldas (Hg.), *Community Organizing. Menschen gestalten ihren Sozialraum. Freiburg* 2010.

Wohnen im Quartier

„Leben und Alt-Werden im Quartier“ ist ein Perspektivenpapier betitelt, das die Diözesan-Caritasverbände in Nordrhein-Westfalen im Herbst 2011 vorgelegt haben. Darin wird als Kernpunkt für das Recht eines jeden Menschen auf selbstbestimmte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft plädiert. Dieses Recht währt selbstverständlich auch im Alter und bis zum Lebensende.

Download unter [www.caritas-nrw.de/Aktuelles/Positionen – Stellungnahmen](http://www.caritas-nrw.de/Aktuelles/Positionen-Stellungnahmen)